

Archivi Riuniti delle Donne Ticino
Alla luce del presente
Incontro del 17 febbraio 2007

Ina Praetorius

Welt gestalten im ausgehenden Patriarchat

Am 19. November 2006 schrieb der bekannte Publizist Roger de Weck in der Zürcher SonntagsZeitung folgende Zeilen über die französische Präsidentschaftskandidatin Ségolène Royal:

Bei dieser Politikerin gedeiht die Inhaltsleere zur wahren Mission: „Ich habe heute nicht auf alles eine Antwort; vielmehr will ich wieder Sinn stiften, die Gedanken ordnen, auf dass jeder Franzose begreift, was sein Auftrag in Wirtschaft und Gesellschaft ist.“ Begreife, wer will. Ist das postmoderne Politik? Jedenfalls weckt sie keinerlei „Lust auf die Zukunft“, falls der Staatspräsidentin Royal die Zukunft gehört.¹

Mir geht es in diesem Vortrag nicht darum, Ségolène Royal oder Roger de Weck zu beurteilen. Was mich interessiert, ist das vollkommene Unverständnis, das der Mann de Weck einer Politikerin entgegenbringt, die öffentlich vom „Sinn“ des Zusammenlebens spricht. Aufgabe einer Präsidentschaftskandidatin sei es vielmehr, so de Weck, „ausgereifte Pläne zur Debatte“ zu stellen. Was meint er mit ausgereiften Plänen? Mehrwertsteuererhöhung? Sozialhilfekürzung? Vorstadtsanierungspläne? CO2-Abgabe? - Solche Szenarien zu diskutieren, gehört tatsächlich zum eingespielten Ritual von Wahlkämpfen. Aber was bedeuten denn solche Rituale? Entpuppt sich nicht regelmässig ein Grossteil dessen, was Politiker vor ihrer Wahl versprechen, als Lüge? Und sind die gewohnheitsmässigen Rechenübungen, ideologischen Bekenntnisse und vermeintlich klaren Wahlprogramme nicht eigentlich erst dann plausibel, wenn sie ausdrücklich zu einem „Sinn des Ganzen“ in Beziehung gesetzt werden? Vom Sinn der Politik zu sprechen ist aber für den männlichen Kommentator von vornherein „verschwommen“. Und der Gipfel der Inhaltsleere scheint es zu sein, wenn die Politikerin zugibt, nicht auf alles eine Antwort zu wissen und daher auf die Kompetenz ihrer MitbürgerInnen angewiesen zu sein.

Was mir in Roger de Wecks Kommentar fehlt, sind zwei Dinge: Erstens kommt er mit keinem Wort auf den Erfolg der Kandidatin zu sprechen: warum wollen viele Französischen und Franzosen ganz offensichtlich eine Präsidentin, die vom Sinn des Ganzen spricht? (Der Gang der Argumentation de Wecks lässt allerdings den Schluss zu, dass er die Französischen schlicht für dumm und verblendet hält). Und zweitens fehlt mir eine sarkastische Nebenbemerkung wie diese: „Ueberlassen wir das Geschwafel über den Sinn des Lebens doch besser den Priestern und den Grossmüttern.<Geglaubt> wird schliesslich in der Kirche.“

Der postpatriarchale Rücktransport der Sinnfrage in die Öffentlichkeit

Im Jahr 1999 erschien in Deutschland ein kleines Buch mit dem Titel „Liebe zur Freiheit, Hunger nach Sinn“.² Geschrieben haben diesen Text vier Frauen, Ulrike Wagener, Dorothee Markert, Antje Schrupp und Andrea Günter, die in lebendigem Kontakt zu den italienischen

¹ SonntagsZeitung (Zürich) vom 19.11.2006, 5.

² Ulrike Wagener, Dorothee Markert, Antje Schrupp, Andrea Günter, Liebe zur Freiheit, Hunger nach Sinn. Flugschrift über Weibewirtschaft und den Anfang der Politik, Rüsselsheim 1999.seit Jahren

Frauengruppen „Libreria delle donne di Milano“ und „Diotima“ stehen.³ Besonders beeindruckt scheinen die Autorinnen vom Sottosopra „Das Patriarchat ist zu Ende“⁴ gewesen zu sein. Denn schon der zweite Satz in diesem Buch heisst:

*Frauen glauben nicht mehr an das Patriarchat, sie lassen sich nicht mehr von der Vorstellung beirren, schwächer und weniger wert zu sein als Männer.*⁵

Im folgenden zeigen die vier Autorinnen, wie durch den Zusammenbruch der patriarchalen Zweiteilung der Welt in „höhere männliche“ und „niedere weibliche“ Sphären die Sinnfrage, die das Patriarchat in weiblich dominierte Privatsphären eingeschlossen hat, in die Öffentlichkeit zurück transportiert wird:

*Entgegen dem verbreiteten Lamentieren über die Resignation sozialer Bewegungen beobachten wir eine neue Lust an frauenbewegter Politik. Diese Lust beruht nicht auf den alten Machbarkeitsmythen, sie lässt sich nicht davon lähmen, dass sich Teile der Frauenbewegung politisch nicht weiterentwickelt haben, und sie ist unbeeindruckt von der Langeweile, mit der die staatliche Gleichstellungs- und Frauenförderpolitik ihrer Pflicht nachgeht. Frauenbewegte Politik nährt sich vielmehr von der weiblichen Liebe zur Freiheit und dem Wunsch nach gelingenden Beziehungen, von der Freude an einer Politik mit Sinn, von der Lust, Neues in die Welt zu bringen und Dinge zum Besseren zu verändern.*⁶

Das kleine Buch „Liebe zur Freiheit“ wurde in den Jahren nach 1999 in einigen frauenbewegten Kreisen im deutschsprachigen Raum lebhaft und konstruktiv diskutiert. Immer wieder haben wir auch versucht, unsere Ideen einer breiteren Öffentlichkeit zu vermitteln. Aber offensichtlich sind sie noch nicht bis in die Kreise vorgedrungen, in denen ein Mann wie Roger de Weck verkehrt. Sonst könnte er einer Frau, die die Sinnfrage wieder mit der Politik zusammen denkt, statt sie in ihrem abgeschlossenen Familienkreis zu verstecken, nicht derart verständnislos gegenüber stehen.

Im November 2005 ist wieder ein kleines Buch erschienen. Diesmal ist es schon von zehn Autorinnen geschrieben, und wieder stehen die beiden Worte „Sinn“ und „Politik“ im Titel. Das Buch heisst: „Sinn – Grundlage von Politik“.⁷ Es scheint, dass die Autorinnen, denen ich mich sehr nahe fühle, überzeugt sind von dem, was sie zu sagen haben: Politik und die Frage nach dem Sinn des Ganzen gehören untrennbar zusammen. Die Sinnfrage ins Private, in Kirchen, Familien, Altersheime und karitative Organisationen zu verbannen, führt unweigerlich dazu, dass öffentliche Räume nur noch mechanisch vor sich hin funktionieren, von unvereinbaren Partialinteressen bestimmt und gelähmt werden. Genau das ist es, was uns heute zu schaffen macht und worüber auch viele Männer sich beklagen, ohne allerdings plausibel erklären zu können oder zu wollen, was da genau im Argen liegt.

Ich meine, dass der erfolgreiche politische Stil von Ségolène Royal und der verständnislose Kommentar von Roger de Weck charakteristisch sind für die Situation, in der wir uns heute befinden: Viele Männer stehen ratlos vor der Art, wie viele Frauen Politik machen. Sie sehen, dass sich da etwas verändert hat, manchmal fast unmerklich, dann wieder sprunghaft und überraschend. Sie können es nicht verstehen, denn sie haben nicht gelernt, Frauen zuzuhören.

³ Antje Schrupp, Dorothee Markert und Andrea Günter übersetzen zum Beispiel regelmässig Diotima- Texte ins Deutsche.

⁴ Libreria delle donne di Milano, Das Patriarchat ist zu Ende. Es ist passiert, nicht aus Zufall. Il patriarcato è finito. E accaduto non per caso, Rüsselsheim 1996.

⁵ Liebe zur Freiheit (Anm. 2), 9.

⁶ Ebd. 10.

⁷ Maren Franck ua., Sinn – Grundlage von Politik, Rüsselsheim 2005.

Und deshalb haben sie nicht mitbekommen, was sich in verschiedenen Frauenzusammenhängen in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten bewegt hat. Sie waren der Meinung, Frauenpolitik bestehe aus Demonstrationen für Dinge, die eigentlich selbstverständlich sein sollten, aus Gleichstellungsparagrafen, nicht enden wollendem Gejammer, Quotenregelungen und mitleidiger männlicher Herablassung und lasse sich auf ewig darauf beschränken. Sie haben nicht bemerkt, dass Frauen angefangen haben, die Welt neu zu gestalten.

Was genau ist passiert?

Weltgestaltung als organisierende Mitte politischen Handelns

Tatsächlich besteht ein Teil frauenbewegter Politik aus Forderungen und dem, was wir „Gleichstellungspolitik“ nennen. Ob es uns passt oder nicht: um ihre Handlungsspielräume zu erweitern, mussten Frauen das aktive und passive Wahlrecht erkämpfen, mussten sie sich dafür einsetzen, dass das Eherecht neu geschrieben wurde, müssen wir bis heute immer wieder in immer neuen Zusammenhängen „dem Geld nachrennen“. Aber die Praxen des Forderns und Gleichstellens waren nie der Kern des Feminismus und sind es je länger je weniger. Es geht uns ja nicht, wie einige Männer meinen, die ihren eigenen Lebensstil für den Gipfel des Erstrebenswerten halten, um Gleichheit und Geld an sich. Es geht uns um ein sinnvolles Zusammenleben, um eine Welt und eine Zukunft, in der zu leben uns und unseren Nachkommen Freude macht. Und diese zukünftige – zum Teil schon gegenwärtige – Welt unterscheidet sich wesentlich von der patriarchalen Welt. Um sich ihr anzunähern, ist Geld und Gleichheit manchmal nötig, aber eben nur sekundär, instrumentell – bezogen auf die Mitte, den Sinn des Ganzen: das gute Zusammenleben. Schon immer hat für die Frauenbewegung diese Reihenfolge gegolten, auch wenn sich im Eifer des Kampfes Gleichstellungsforderungen manchmal sozusagen verselbständigt haben. Dazu ein Beispiel aus dem Jahr 1874: So sehr sich die Radikalfeministin Hedwig Dohm in ihrer Schrift „Emanzipation“⁸ auf Forderungen wie das Wahlrecht und die Zulassung der Frauen zu wissenschaftlichen Berufen konzentrieren mag, so klar ist doch, dass diese Forderungen nicht in sich selbst begründet sind, sondern im Wunsch nach einem gerechteren, freieren, würdigen Zusammenleben:

Das Auftauchen der Frauenfrage in unserer Zeit hat durchaus nichts Befremdendes. Dieselbe Quelle, aus der alle Freiheitsbestrebungen der modernen Zeit geflossen – ihr entsprang auch die Frauenfrage. Die Bestrebungen der Frau fallen zusammen mit dem Siege der Idee über Vorurtheil, Tradition und Gewohnheit, mit dem Lebensprincip aller sittlichen Entwicklung überhaupt: der Sehnsucht nach Freiheit. ... Wenn die Frau frei sein will, so will sie es nicht um des Bösen, sondern um des Guten willen.⁹

Heute ist die rechtliche Gleichstellung der Frauen in den meisten Ländern im wesentlichen erreicht. Und was vor hundert Jahren noch undenkbar erschien, ist Realität geworden: in allen Bereichen der Gesellschaft, auf Baustellen, in Parlamenten, Universitäten, Kirchen (mit einer wesentlichen Ausnahme: dem Priesteramt im Katholizismus), Parteien, Unternehmen, Medien sind Frauen tätig. Zwar bilden sie an den Orten, wo sie nach der Ideologie des Patriarchats nicht hin gehören, nach wie vor eine Minderheit. Aber sie lösen keine Skandale mehr aus. Auch der hauptamtliche Hausmann ist zwar noch keineswegs die Regel, aber er ist auch kein skurriler Sonderfall mehr.

⁸ Hedwig Dohm Emanzipation, Berlin 1874 (Nachdruck: Zürich 1977)

⁹ Ebd. 187.

Solche Fortschritte – diesen Begriff brauche ich selten, aber hier scheint er mir angemessen – haben wesentliche Folgen für die Art, wie frauenbewegte Politik in der Öffentlichkeit erscheint: die Ausdrucksformen des vehementen Forderns – Demonstrationen, Pamphlete, Behauptungen eines allgemeinen gleichen Interesses aller Frauen – verschwinden zwar nicht ganz, rücken aber in den Hintergrund. An ihre Stelle treten in unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen einzelne Frauen oder spezifische Koalitionen und Gruppierungen mit ihren originellen Gestaltungsideen. Ich möchte diese Entwicklung mit drei Beispielen belegen:

Erstens: die Schweizer Aussenministerin Micheline Calmy-Rey

Ich kann mich gut erinnern, dass man damals im Jahr 1983, als Lilian Uchtenhagen Bundesrätin werden sollte, sagte, eine Frau, die schlank sei und intellektuell aussehe, könne niemals in dieses Amt gewählt werden. Frauen müssten, wenn sie schon Bundesrätinnen werden wollten, „mütterlich“ aussehen. Micheline Calmy-Rey ist zwar mehrfache Grossmutter und setzt dieses Prädikat auch hin und wieder geschickt rhetorisch ein. Aber sie sieht nicht aus wie die „typische Oma“. Sie ist schlank, hat das Aussehen und die Wirkung einer Intellektuellen und pflegt ein ziemlich extravagantes Styling. Trotzdem vertritt sie seit einigen Jahren mit Erfolg die Schweiz in der Welt. Sie hat schon einige eigenwillige Aktionen gestartet. Zum Beispiel hat sie eine internationale Konferenz von Ministerinnen ins Leben gerufen, sich offen und gegen massiven Widerstand für mehr Frauen im diplomatischen Dienst eingesetzt, am Open Forum 2006 in Davos eine dezidiert feministische Rede gehalten. Sie setzt sich souverän – und dennoch: in ihrer grundsätzlichen Glaubwürdigkeit unangetastet – medial in Szene und spielt dabei ihre Weiblichkeit nicht herunter. Zum Beispiel damals, als sie persönlich die Grenze zwischen Süd- und Nordkorea überschritt. Sie ist für mich eine Frau, die seit Jahren mit Erfolg – wenn auch immer wieder kritisiert und angefochten, aber welcher Politiker wäre das nicht? – ein hohes politisches Amt ausfüllt und dennoch glaubwürdig Feministin ist. Wer hätte vor zwanzig Jahren so etwas für möglich gehalten? Selbstverständlich bin ich nicht mit jedem einzelnen Wort und jeder einzelnen Handlung einverstanden, die Micheline Calmy-Rey in die Welt setzt. Aber genau um solcherart „Einheit“ geht es ja auch nicht mehr, nachdem klar geworden ist, dass nicht „die Frau“ ein einheitliches Interesse in der Welt vertritt, sondern Frauen eine vielfältige Mehrheit darstellen, die keineswegs konfliktlos zusammen hält und dennoch die Welt neu gestaltet.

Zweitens: Die Initiative „1000 Frauen für den Friedensnobelpreis“¹⁰

Vor einigen Jahren stellten ein paar Frauen fest, dass Frauen, gemessen an ihrem täglichen Engagement für den Frieden, viel zu wenig Friedensnobelpreise bekommen. Diese Erkenntnis liesse sich zunächst im Sinne des üblichen Defizitbewusstseins und als Ausgangspunkt für eine „Gleichstellungsforderung“ lesen. Aus der anfänglichen Feststellung eines Defizits hat sich aber inzwischen eine ganz und gar neuartige Initiative entwickelt: „1000 Frauen für den Friedensnobelpreis“.

Im Jahr 1905 bekam – als eine der wenigen Frauen – Bertha von Suttner den Friedensnobelpreis. Es wäre naheliegend gewesen zu fordern, dass hundert Jahre später, im Jahr 2005, wieder eine Frau für den Preis vorgeschlagen würde. Die Initiantinnen von „1000 Frauen“ hatten aber eine viel originellere Idee. Sie gründeten ein weltweites Netzwerk und gingen auf allen fünf Kontinenten auf die Suche nach bekannten und weniger bekannten Frauen, die den Preis verdient hätten, sodass sie am Schluss dem Nobelpreiskomitee 1000 solche Frauen vorschlagen konnten. Damit machten sie zeichenhaft sichtbar: Es gibt Unmengen von Menschen, die sich auf ihre je originelle Weise lokal, regional und global für den Frieden einsetzen. Und normalerweise sind es nicht einzelne weltbekannte HeldInnen, die

¹⁰ <http://www.1000peacewomen.org>

den Frieden voranbringen, sondern, Gruppen, Netzwerke, kleine Gemeinschaften. Die Initiative hat heute Auswirkungen weit über den Preisvorschlag hinaus: Inzwischen vernetzen sich die Nominierten weltweit untereinander, ihre Initiativen werden zum Gegenstand systematischer Friedensforschung, und durch ein Buch, eine Wanderausstellung, einen Film und unzählige Medienauftritte wurde die Initiative und wurden die vorgeschlagenen Frauen weltweit bekannt. Als das Nobelpreiskomitee im Jahr 2005 den Vorschlag dann wie erwartet ablehnte, empfanden das die Initiantinnen nicht mehr als einen gravierenden Misserfolg, denn die Initiative war längst über das Partialziel „Nobelpreis“ hinaus gewachsen. Inzwischen ist auch klar, dass das Netzwerk weiter arbeitet und immer neue Aktionsformen entdeckt. Ich selbst habe im Mai 2006 beim „Bodenseekirchentag“ in St. Gallen geholfen, die Ausstellung einzurichten und die Vernissage dazu zu gestalten. Es ist unglaublich, wie eindrucksvoll es ist, tausend Karten mit den Lebensbeschreibungen von tausend Frauen aufzuhängen, zu betrachten und mit anderen BetrachterInnen über diese so unterschiedlichen Lebensgeschichten ins Gespräch zu kommen.

Drittens: Die „Bibel in gerechter Sprache“

An der Frankfurter Buchmesse 2006 wurde ein interessantes neues „Buch der Bücher“ der Öffentlichkeit übergeben: Die „Bibel in gerechter Sprache“. Für die etablierte deutschsprachige Kulturlandschaft und Theologie kam dieses gewichtige Buch wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Für uns Feministische Theologinnen, für BefreiungstheologInnen und für die Leute, die sich seit Jahrzehnten im jüdisch-christlichen Gespräch engagieren, war sie hingegen das logische Resultat einer kontinuierlichen Entwicklung, das wir mit Freude und Erleichterung in Empfang und in Gebrauch nahmen. Zweiundvierzig ausgewiesene Bibelwissenschaftlerinnen und zehn ausgewiesene Bibelwissenschaftler hatten in fünfjähriger Arbeit die gesamte Bibel aus dem hebräischen oder griechischen Urtext neu übersetzt. Bei ihrer Uebersetzungsarbeit kamen im wesentlichen vier Kriterien konsequent zur Anwendung, die in der Einleitung der „BigS“ klar dargelegt und begründet sind: Erstens: Frauen sollen sichtbar gemacht werden, wo sie gemeint oder mitgemeint sind. Zweitens: Es soll deutlich werden, dass Jesus und Paulus Juden waren und nie zu „Christen“ – im späteren kirchlichen Sinne – geworden sind. Drittens: Formulierungen, die Randgruppen diskriminieren, sollen nicht noch diskriminierender übersetzt werden, als sie im Urtext gemeint sind. Und viertens: Der letztlich unaussprechbare Name Gottes soll nicht mehr, wie in allen bisherigen Uebersetzungen, stereotyp mit „Der Herr“ wiedergegeben werden. Die „Bibel in gerechter Sprache“ wurde während ihrer Entstehung von unzähligen Gemeinden, Gruppen, auch einigen Kirchenleitungen finanziell und ideell begleitet und unterstützt. Und schon vor ihrem Erscheinen war sie zwanzigtausendmal verkauft.

Die wilde Mediendebatte, die sich an das Erscheinen der neuen Bibelübersetzung anschloss, kam mir ein wenig wie ein innerkirchlicher bzw. innertheologischer „Clash of Civilizations“ vor. Es wurde deutlich, wie wenig sich die säkularen Medien konservativer, liberaler und linker Ausrichtung und die etablierte Theologie darum gekümmert hatten, was in den Kirchen tatsächlich vor sich gegangen war. Man fiel sozusagen aus allen Wolken angesichts der Tatsache, dass feministische Theologinnen und Kirchenfrauen – in einer interessanten Koalition mit den jüdischen Gemeinden und der Befreiungstheologie – offensichtlich schon längst aufgehört hatten, über das Patriarchat in den Kirchen zu jammern und schüchterne Fragen zu stellen, statt dessen nach dem Sinn der biblischen Tradition, des Christentums und der Kirchen fragen und gewichtige, unübersehbare Fakten in die Welt setzen. Für mich ist das Erscheinen der „Bibel in gerechter Sprache“ ein Zeichen, dass die Feministische Theologie das Stadium der blossen Patriarchatskritik hinter sich gelassen hat und zur postpatriarchalen Weltgestaltung übergegangen ist. Am Tag, nachdem die neue Bibel im Zürcher Stadthaus gefeiert worden war, hielt die Hauptinitiantin, Prof. Dr. Luise Schottroff, bei mir zuhause, in der evangelischen Kirche Wattwil, einen Vortrag. In diesem Vortrag sagte sie, im Grunde

gehe es heute um die einfache Frage: Welche Theologie wollen wir eigentlich? Die „Bibel in gerechter Sprache“ wird zusammen mit vielen anderen Büchern, die wir Theologinnen in den vergangenen dreissig Jahren geschrieben haben, dafür sorgen, dass es zu einem wesentlichen Teil Frauen sein werden, die diese Frage in Zukunft beantworten.

Handeln aus der Fülle: Welt gestalten im ausgehenden Patriarchat

Ich selbst habe im Herbst 2005, wenige Monate vor meinem fünfzigsten Geburtstag, ein Buch über Ethik, also über die Frage nach dem guten (lokalen und globalen) Zusammenleben geschrieben. Das Buch trägt den Titel „Handeln aus der Fülle. Postpatriarchale Ethik in biblischer Tradition“.¹¹ Viele Leute, auch gute FreundInnen waren zunächst angesichts des Begriffs „postpatriarchale Ethik“ stark irritiert. Heutzutage schon so zu reden, so hiess es, das sei doch angesichts der Zustände in dieser Welt allzu gewagt. Inzwischen stelle ich fest, dass sich die Rede vom postpatriarchalen Denken ausbreitet. Denn es wird vielen Leuten klar, dass damit nicht gemeint ist, dass jetzt das Paradies auf Erden angekommen ist. Gemeint ist, dass wir nicht mehr an die Macht des Patriarchats glauben, dass wir ihm deshalb – wie die biblischen ProphetInnen den heruntergekommenen Dynastien – das Ende ansagen und dass wir unser Handeln in der Welt nicht mehr als ohnmächtiges Anrennen gegen eine allgegenwärtige allumfassende Macht, sondern als Weltgestaltung jenseits der Zwänge eines vergehenden Systems verstehen.

Auf vier Dinge, die mir an diesem Buch besonders wichtig sind, möchte ich am Schluss dieses Vortrags zu sprechen kommen:

Erstens: Die Patriarchatskritik, also die Kritik an der statisch zweigeteilten symbolischen Ordnung, steht nicht mehr, wie in meinen früheren Texten, am Anfang, sondern in der Mitte. Sie ist eingebettet in Ueberlegungen zur Frage, was eigentlich die Welt und was Menschen sind, was sie können, was sie nicht können und was folglich gutes Leben und gutes Handeln bedeutet. Ich frage also, wie Ségolène Royal, die InitiantInnen der „Bibel in gerechter Sprache“ und viele andere Frauen heute bewusst und öffentlich nach dem Sinn des Ganzen.

Zweitens: Ich verstehe Menschen, anschliessend an Hannah Arendt, vor allem als Geborene. Das bedeutet: sie kommen aus Bezogenheit und treten als einmalige, unwiederholbare Neuankömmlinge in die Welt ein. Sie bleiben ihr Leben lang abhängig – von Luft, Wasser, Erde und allem, was sie hervorbringen, und von ihren Mitmenschen – und dennoch sind sie frei – in Bezogenheit.¹² Freiheit bedeutet also nicht „Unabhängigkeit“, sondern es bedeutet, „den eigenen Faden in ein Gewebe zu schlagen, das man nicht selbst gemacht hat“:¹³ in das „Bezugsgewebe menschlicher Angelegenheiten“.¹⁴ Die Wiederentdeckung und Enttabuisierung der Geburtlichkeit hat weitreichende Folgen für das ethische Denken, und sie öffnet auch Türen in eine vom Weihnachtsgeschehen her neu gedachte Theologie.

Drittens: „Gott“ ist für mich ein Ausdruck für die LIEBE (1 Joh 4, 8), das unverfügbare INTER-ESSE, das DABEISEIN (Ex 3, 14), das im unendlich komplizierten „Bezugsgewebe menschlicher Angelegenheiten“ lebt und webt, das vor uns da war und auch nach uns da sein wird, das wir nicht sehen können und dem wir dennoch dankbar sind, weil es Ursprung und Ziel unserer Existenz ist. Es ist wunderbar, dass ich jetzt eine Bibelübersetzung in meinem Regal stehen habe, in der Gott in diesem Sinne neu in Erscheinung tritt.

¹¹ Ina Praetorius, Handeln aus der Fülle. Postpatriarchale Ethik in biblischer Tradition, Gütersloh 2005.

¹² Vgl. Ina Praetorius Hg., Sich in beziehung setzen. Zur Weltsicht der Freiheit in Bezogenheit, Königstein/Taunus 2005.

¹³ Hannah Arendt, Vita Activa oder Vom tätigen Leben, München 1981 (orig. 1958), 174

¹⁴ Ebd. 171 u. passim.

Viertens: Gut zu handeln bedeutet, zu „nähren, was mich nährt“,¹⁵ also in Dankbarkeit gegenüber dem INTER-ESSE, das mich am Leben erhält, selbst dazu beizutragen, dass andere gut leben können. Was die patriarchale Ethik „Normen und Werte“ nennt, spielt dabei durchaus eine Rolle, aber nicht im Sinne einer abstrakten „höheren Sphäre“, an der ich mein Handeln zu messen habe, sondern als mein Herkommen. „Normen und Werte“, das sind gewissermassen die schriftgewordenen Beziehungen zu meinen Vorfahrinnen und Vorfahren, die mir ihre Lebenserfahrung mitteilen wollen. Ich kann sie lesen wie Briefe von Verwandten oder FreundInnen und dann darüber nachdenken, welches schöpferische Handeln die Weisungen der Alten in meiner unverwechselbar neuen Gegenwart in Bewegung setzen wollen.

Ich bin also mit Ségolène Royal und vielen anderen Frauen, die heute politisch tätig werden, einverstanden: es geht darum und es ist dringend nötig, neu nach dem Sinn des Ganzen zu fragen, und zwar öffentlich. Und es geht darum, Welt neu zu gestalten jenseits der Scheinselbstverständlichkeiten des Patriarchats. Dass solche Weltgestaltung möglich ist und praktiziert wird, habe ich nur an wenigen Beispielen erläutert. Es gibt noch viel mehr, und täglich kommen neue hinzu.

Wattwil, November 2006
Ina Praetorius

¹⁵ Ebd. 93-105 und passim.